

Günther Kreuzbauer, Norbert Gratzl,
Ewald Hiebl (Hg.)

Rhetorische Wissenschaft

Rede und Argumentation
in Theorie und Praxis

Knape, Joachim (2008): Rhetorik, Medien, Performanz: Eröffnungsvortrag der 4. Salzburger Rhetorikgespräche 2007, in: Kreuzbauer, G./Grazl, N./Hiebl, E. (Eds.): Rhetorische Wissenschaft: Rede und Argumentation in Theorie und Praxis, LIT-Verlag, Wien, 7–20.

Joachim Knape

Rhetorik, Medien, Performanz

Eröffnungsvortrag der 4. Salzburger Rhetorikgespräche 2007

Abstract: Dieser Beitrag versucht eine Neudefinition des Begriffs „Performanz“ unter modernen, medialrhetorischen Vorzeichen. Ausgehend von neueren Forschungsbeiträgen werden zunächst mögliche Bedeutungen des Wortes ‚Performanz‘ diskutiert, wobei auch bestimmte Dichotomien (etwa diejenige von *langue* und *parole*) zur Sprache kommen. Im Anschluss daran geht es dann aus rhetoriktheoretischer Sicht vor allem um das Verhältnis von Performanz als „Handlung“ des Mediums einerseits und den vom Medium performierten Text andererseits. Aufmerksamkeit wird dabei vor allem der Performanz in der rhetorischen Actio/Pronuntiatio gewidmet. Hier spielt der Aspekt der Körperlichkeit naturgemäß eine besondere Rolle.

Schlagwörter: Performanz, Rhetoriktheorie, Medium, Text, Körperperformanz, Potenz-Actus-Problem

Autor: Knape, Joachim; Neuphilologischen Fakultät, Seminar für Allgemeine Rhetorik, Universität Tübingen, Wilhelmstraße 50, D-72074 Tübingen, Joachim.Knape@uni-tuebingen.de

1. Neuere Forschungsbeiträge zur Rhetorik

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Rhetorik hat im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Wir leben, wie es oft heißt, in einer Informations-, Kommunikations-, ja, Medienkultur. Da wäre es ein Wunder, wenn die Rhetorik als historisch ältester Sektor der Kommunikationstheorie kein Interesse finden würde. Zu den wichtigsten Ursachen zählen dabei der Aufschwung von Werbung und PR sowie die weiträumige Rückkehr zu Formen neuer Mündlichkeit in den elektronischen Echtzeitmedien. Zu den wissenschaftspolitischen Auswirkungen des neuen Interesses an der Rhetorik gehört, dass sich inzwischen erfreulicherweise wieder viele Fächer aus dem Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften dafür interessieren. Das schlägt sich unter anderem in ent-

sprechenden Konferenzaktivitäten nieder. Damit sind jene Konferenzen gemeint, die nicht von Rhetorikgesellschaften oder institutionalisierten Rhetorikereinrichtungen (wie es sie in Tübingen oder Salzburg gibt) veranstaltet werden.

So fand im Jahr 2002 eines der „Germanistischen Symposien“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Thema „Rhetorik“ statt. Im Jahr 2003 stellten die Innsbrucker klassischen Philologen ihre dritte interdisziplinäre *Pontes*-Tagung zur Rezeption der klassischen Antike unter den Titel ‚Die antike Rhetorik in der europäischen Geistesgeschichte‘; mit vorzüglichem Ergebnis. Der deutsche Italia- nistentag 2004 war ebenfalls ganz dem Thema „Retorica“ gewidmet. 2006 fand dann in Paris eine von der dortigen literaturwissenschaftlichen Komparatistik organisierte, interdisziplinäre Konferenz zum Thema „La rhétorique et les autres“ (also ‚Die Rhetorik und die anderen Disziplinen‘) statt. Zu all diesen Konferenzen sind bereits umfangreiche Tagungsbände erschienen oder im Erscheinen begriffen.¹

Der Rhetoriker vom Fach sieht dies mit großem Interesse und zugleich mit Neugier. Rhetorik als interdisziplinäres Thema kann zu fruchtbaren Neuansätzen und zu dem führen, was wir in Tübingen seit Jahren betreiben, nämlich eine neue, moderne theoretische Modellierung des Faches Rhetorik auf dem Fundament dessen, was die Antike an immer noch gültigen Einsichten zur menschlichen Kommunikation gewonnen hat. Die Anregungen aus Nachbardisziplinen sind unverzichtbar, da die Zahl der Rhetorikexperten im engeren Sinne klein ist und die Rhetorik selbst nicht all die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse herausarbeiten kann, die nötig sind, um die Rhetorikfrage (d. h. die Frage nach der Persuasion, Effektivität und Erfolgsorientiertheit kommunikativen Handelns) in all ihrer Komplexität nach modernen Maßstäben aufzuarbeiten. Die wissenschaftliche Rhetorik ist also dankbar für alles, was in den Nachbardisziplinen zu ihrem Themenfeld angeboten wird, und sie sollte jede sinnvolle Kooperationsmöglichkeit nutzen. Aber natürlich kann auch die Rhetorik nicht auf die vom Apostel Paulus (in 1 Thessalonicher 5,21) ausgesprochene Empfehlung verzichten: „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“

Was bedeutet dies nun konkret? Jedes Fach wird sich im Normalfall und naturgemäß der Rhetorikfrage unter seinen eigenen Rahmenbedingungen widmen. Das bringt für die proprietäre Rhetoriktheorie regelmäßig zweierlei Prob-

¹ Fohrmann 2004a; Kofler/Töchterle 2005; Franceschini et al. 2006; Compagnon et al. 2008.

leme mit sich: Erstens findet sich in vielen Beiträgen aus Nachbardisziplinen ein vortheoretisches, gewissermaßen landläufiges Rhetorikverständnis. Zweitens ist der Blick auf die Rhetorik regelmäßig durch Auseinandersetzungen mit Fragen des eigenen Faches abgelenkt. Beides beeinträchtigt aus Sicht des Rhetorikers insgesamt den Wert der Ergebnisse, etwa des genannten „Germanistischen Symposions“ und des erwähnten Italianistentags, auch wenn manche Einzelbeiträge vorzüglich waren.

Was heißt das für den Rhetoriktheoretiker? Er muss für das, was als moderne Rhetoriktheorie zu gelten hat, selbst einstehen, er hat die Ergebnisse aus dem wissenschaftlichen Umfeld seinerseits kritisch zu prüfen, und er hat sie gegebenenfalls sinnvoll in den systematischen Zusammenhang dessen zu integrieren, was heute als moderne Rhetorik gilt.

Ich möchte Ihnen dies im Folgenden am Beispiel medientheoretischer Ansätze der neuen Rhetorikdoktrin erläutern und setze mich zu diesem Behufe mit dem 2004 erschienenen Tagungsband des oben genannten „Germanistischen Symposions“ von 2002 auseinander.

2. Mehrdeutigkeit des Performanzbegriff in der Forschung

Der Tagungsband zu dem durchaus interdisziplinär besetzten Symposium firmiert im Obertitel schlicht unter dem Begriff „Rhetorik“, doch verkündet der Untertitel „Figuration und Performanz“ eine interessante Akzentuierung. Wenn man ihn ernst nimmt, dann besagt er, dass die Rhetorik nach Ansicht des Bandherausgebers und Initiators der Tagung, des Literaturwissenschaftlers Jürgen Fohrmann, einerseits das Textphänomen rhetorischer Figuralität und andererseits das Phänomen der Performanz betrifft, wobei man zunächst rätseln kann, auf welcher analytischen Ebene die Performanz als zweite Bestimmung der Rhetorik angesiedelt sein soll: auch auf Textebene oder eher doch woanders? Die Einleitung des Herausgebers schweigt darüber, äußert sich nur zur Figuration sowie zum Grundsätzlichen der Rhetorik. Fohrmann wirft bezüglich der „Figuration“ einleitend kurz die Fragen nach systematischen Entfaltungsmöglichkeiten einer „Figurenlehre“, nach „Identifizierung einer Figur“, dem generell „topologischen Charakter von Sprache“ und nach der Konstituierung des „Impetus eines Textes“ durch „eine spezifische Figuration“ auf, ohne diese Fragen zu beantworten oder eine Brücke zu den dann tatsächlich folgenden Beiträgen zu bauen. Was das Grundsätzliche der

Rhetorikbetrachtung angeht, so liest man mit Interesse, dass die gute alte Dampf-Deviation als Haupterklärungstheorie von Rhetorik wieder fröhliche Urständ feiert: „Im Behandeln von ‚Rhetorik‘ blicken alle (oder fast alle) Beiträge auf die Beziehung von Regel und Abweichung, in deren Mitte die Rhetorik steht.“ Und jetzt geht es bei Fohrmann im Pathos von Rilkes ‚Panther‘, der bekanntlich im Käfig des Jardin du Luxembourg hin und her schreitet, weiter mit den Worten: „Sie ist diese Mitte, und sie wird in beide Richtungen, zum Schema und zur Anomalie, dann ausbuchstabiert, aber nur, um erneut in die mittlere Position zurückzukehren. Sehe ich recht, so sind viele der hier vorgelegten Texte mit dieser Bewegung von der Regel zur Abweichung und dann durchaus auch, zumindest implizit, von der Abweichung zur Regel befasst.“²

Hätte Fohrmann mit diesen hochtönenden Worten Recht, könnte man als Rhetoriktheoretiker den Band getrost aus der Hand legen, einerseits mit einem Seufzer gemäß 1 Ecclesiastes 9: „Nihil novi sub sole“ [„Nichts Neues unter der Sonne“], andererseits mit einem Stirnrunzeln angesichts der unhaltbaren Überstülpung des Deviationsprinzips über die Rhetorik.

Doch wenn man die merkwürdig am Inhalt des Sammelbandes vorbei geschriebene Einleitung dieses Literaturwissenschaftlers ignoriert und sich das Buch genauer ansieht, dann bemerkt man doch immer wieder auch viel Anregungspotenzial, insbesondere bei den verschiedenen linguistischen Beiträgen.

Mein neugieriges Nachforschen hat sich schon zu Beginn auf die zweite Kategorie des Untertitels, die der „Performanz“ konzentriert, weil in der genannten Einleitung Fohrmanns keine Erklärung zu finden war, worum es dabei eigentlich mit Blick auf die Rhetorik geht. Denn anders als man vielleicht meinen könnte, ist das englische Wort *performance*, von dem das deutsche Lehnwort Performanz stammt, keineswegs eindeutig. Da dieses Wort nun im vorliegenden Buch unter dem Oberbegriff „Rhetorik“ auftritt, stellt sich die Frage, was damit wohl rhetoriktheoretisch gesehen gemeint sein könnte. Der Begriff müsste ja, wenn es ein rhetorischer Terminus *technicus* und nicht bloß ein umgangssprachlicher Ausdruck sein soll, bei rhetorischen Fragen wohl definiert gebraucht werden können, d. h. systematisch schon gut im Theoriegebäude der Rhetorik verankert sein oder doch wenigstens zukünftig gut zu inkorporieren sein.

² Fohrmann 2004b, VII.

Bei Durchsicht der Beiträge zum „Germanistischen Symposium“ zeigt sich jedoch etwas, was man leider auch sonst immer wieder in den Geisteswissenschaften beobachten kann und was systemisch denkende Theoretiker nicht gerade erfreut: Der Begriff „Performanz“ wird auch hier im Anschluss an die Sprachgebräuche verschiedener Schulen mehrdeutig verwendet. Performanz bezieht sich in den unterschiedlichen Beiträgen auf mindestens sechs, wenn nicht noch mehr verschiedene Sachverhalte: (1) generell auf sprachliches Handeln, (2) auf ein semantisches Phänomen in Texten im Sinne der Sprechakttheorie, d. h. auf die handlungsbezogene Bedeutungsdimension bei Wörtern und Sätzen, (3) auf die Vorgänge des Schreibens und Lesens von Texten, (4) auf die Oralität von sprachlichen Äußerungen in Redesituationen, (5) auf die Rolle der Körperlichkeit in solchen Situationen, (6) auf rituelle Komponenten von Sprechsituationen.

Es ist ganz klar, dass sich diese Inkonsistenz und, man könnte beinahe sagen: Beliebigkeit der Verwendung des Begriffs Performanz, einerseits aus einer lockeren Bezugnahme auf die Mehrdeutigkeit des englischen Bezugswortes *performance* ergibt, andererseits aus der Bezugnahme auf historisch getrennt gewachsene Theorieschulen, z. B. die Sprechakttheorie von Austin und Searle oder Chomskys systemlinguistische Theorie.

3. Performanz als Praxis

Ein Begriffshistoriker oder Lexikologe mit philologischem Ansatz könnte sich vielleicht mit diesem Befund begnügen und die Performanz-Akte an dieser Stelle schließen. Anders ein Theoretiker, der einen Terminus *technicus* gewinnen will. Er muss prüfen, wie sich aus dem historisch entstandenen Wildwuchs der Wortverwendung eine theoretisch sinnvolle und terminologisch brauchbare Variante des Performanzbegriffs gewinnen lässt. Dazu ist zunächst nochmals ein Rekurs auf die Kernproblematiken der hier relevanten Beobachtungsfelder sinnvoll. Es sind im Wesentlichen drei Beobachtungsfelder, respektive Aspekte, die mit dem Wort „Performanz“ angesprochen werden: (1) der Übergang vom sprachlichen System in die konkreten Sprechhandlungen, (2) die rein sprachliche Seite dieser Sprechhandlungen und (3) das kommunikative Gesamtfeld dieser konkreten Sprechhandlungen mit all seinen auch situativen Komponenten.

Beginnen wir mit dem Chomsky'schen Binarismus von Kompetenz und Performanz als erstem Aspekt. Dieser Binarismus ist fundamental für das Verständnis

des linguistischen Denkens, und er korrespondiert mit Ferdinand de Saussures epochemachender Unterscheidung von *langue* und *parole*. Das Sprachsystem (*la langue*) ist ein theoretisches Konstrukt, das in der Sprechwirklichkeit nicht vorkommt, sondern von den Sprachlernern auf dem Wege von Abstraktionen kognitiv verankert und von Grammatikern und Linguisten in Spezialwerken, z. B. Grammatiken, niedergelegt wird. Was mit Hilfe dieses Wissens in der Sprechwirklichkeit des Alltags der Menschen tatsächlich gemacht wird, das nennt de Saussure *la parole*. Und wir nennen das, was da konkret entsteht und was wir faktisch beobachten können, „Text“.

Chomskys Begriffspaar Kompetenz und Performanz bezieht sich auf diese Unterscheidung. Beide Begriffe Chomskys rufen bewusst oder unbewusst die seit Aristoteles, vor allem dann auch in der Scholastik häufig ventilierte Frage nach dem Zusammenhang von *potentia et actus* auf.³ Es geht dabei um etwas Prinzipielles, um den Sprung von der Möglichkeit in die Realisierung bzw. vom Systemwissen in seine konkrete Aktualisierung, welche dann bei Chomsky Performanz heißt. Damit akzentuiert er den Übergang vom kognitiv verankerten Wissen ins sprechsprachliche Handeln, eben in die *performance*.

Um mich möglichst rasch auf den Kern des rhetorischen Ansatzes konzentrieren zu können, schlage ich für meine Zwecke schon hier eine begriffliche Entflechtung vor, die mit der Trias ‚Kompetenz-Praxis-Performanz‘ arbeitet, wobei zu bedenken ist, dass die griechischen Wörter ‚Praxis‘ und ‚Pragma‘ eben auch nur ‚Handeln‘, ‚Handlung‘ u. ä. bedeuten und damit einem bestimmten Verständnis des englischen *performance* entsprechen. Die Verwendung der Wörter ‚Praxis‘ oder ‚Pragmatik‘ (statt ‚Performanz‘ im Sinne Chomskys) würden deutlicher und, im Sinne einer besseren Verständigung, die Spezifik des von mir ‚Potenz-Actus-Problem‘ genannten Zusammenhangs markieren. Chomsky geht es wie de Saussure um die begriffliche Trennung zweier Existenzformen von Sprache, nämlich als mental eingelagertes Systemwissen und als Komponente eines konkreten, natürlich ebenfalls kognitiv gesteuerten Handlungsvorgangs beim Vertexten. Wo vorher nur systemisches Sprachwissen war, muss im Sprechhandeln kommunikations-geeichter Text werden. Der Performanzbegriff der Speech-Act-Theorie bezieht sich ebenfalls auf den hier forcierten Aspekt des Handelns.

³ de Vries 1983, 11–21.

Der Gewinn dieser begrifflichen Regelung bestände darin, die Mehrdeutigkeit von Performanz einzuschränken und zugleich terminologisch mehr auf jene Bedeutung festzulegen, die mich als Rhetoriker interessiert und auf die ich hinaus will: nämlich nicht ‚Handeln‘ im allgemeinen Sinne, sondern ‚Aufführen‘, d. h. in der Regel Aufführung eines Textes. In dieser Bedeutung verwenden auch die Theaterwissenschaftler den Begriff Performanz, etwa Erika Fischer-Lichte.

4. Das rhetoriktheoretisch begründete Verständnis von Performanz als Text-Aufführung durch ein Medium

Was sich hier und im Folgenden als Wechsel der Nomenklatur ausdrückt, obwohl es bei denselben Sachzusammenhängen bleibt, indiziert einen Wechsel der Betrachtungsweise von linguistischen zu rhetorischen Perspektiven. Ich möchte daher im Folgenden auch nicht mehr davon sprechen, dass Sprache performiert wird, sondern Text. Für den Rhetoriker verbindet sich der Begriff Sprache mit dem gesamten Komplex des sprachlichen Materials und des sprachlichen Systems, bildlich gesprochen, des textrelevanten Baumaterials mit all seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten, für das man den Begriff der *langue* stehen lassen kann.⁴ Der Kommunikator konstruiert damit seinen Text, oder um im Bilde zu bleiben: sein Textbauwerk.⁵ Anders und weniger bildlich gesagt: Das fachliche Interesse der Rhetorik setzt bei dem, was wir hier diskutieren, auf der Ebene der kommunikativen Instrumente an, und hier nehmen die Texte den ersten Platz ein. Die alles beherrschende fachliche Frage der Rhetorik ist, ich habe es schon gesagt, die Frage nach den strategischen Möglichkeiten dieser textlichen Instrumente, d. h. den Möglichkeiten, die sie bieten, Effektivität und kommunikatives Gelingen oder optimalen kommunikativen Erfolg für den Orator zu sichern.

Aristoteles hat in seiner grundlegenden Definition die Rhetorik ebenfalls als Potenz, gr. *dýnamis*, als eine ermöglichende Fähigkeit des Menschen bezeichnet, womit begrifflich eine interessante Nähe zur Kompetenzkategorie Chomskys er-

⁴ Insofern könnte man vielleicht sagen, dass aus rhetorischer Sicht die traditionelle Linguistik Beiträge zur sprachlichen Materialkunde leistet.

⁵ Wollte man dieses Bild weiter ausfalten, könnte man vielleicht sagen, dass der traditionelle Linguist das sprachliche Ingenieurwissen für den seinen Text strategisch planenden Orator als Architekt oder Baumeister bereitstellt.

reicht ist; in diesem Fall geht es natürlich um rhetorische Kompetenz. Ihr Kern besteht für Aristoteles im beobachtenden Erkennen (gr. *theoría*) dessen, was bei einem gegebenen Sachverhalt jeweils das kommunikativ Glaubenerweckende oder Überzeugende (das *píthanon*) ist. Was in diesem Sinne analytisch herausgearbeitet werden muss, ist gleichzeitig produktionstheoretisch zu wenden. Denn zum methodischen Ansatz der von ihm grundgelegten Rhetorikdisziplin gehört gleichzeitig die produktionstheoretische Betrachtungsweise, d. h. die Analyse kommunikativer Verfahren bekommt ihren Sinn erst in Hinblick auf operative Folgerungen für die Textproduktion. Ziel ist es, Einsichten in die Dialektik des kommunikativen Kompetenz-Praxis- und Praxis-Kompetenz-Zusammenhangs zu gewinnen. Ein Ergebnis dieser Betrachtungsweise ist die bekannte Abfolge der Produktionsstadien, also eines Ebenenmodells, mit dessen Hilfe man die operativen Vorgänge der kommunikativen Arbeit des Orators schichtweise analysieren kann.

Da dieses Ebenenmodell, das nicht notwendig sukzessiv als Abfolge zu verstehen ist, allgemein bekannt sein dürfte, kann ich mich bei seiner Vorstellung relativ kurz fassen. Es beginnt mit der Intellektion als Planungsphase, in der vom Orator die kommunikativen Bedingungen der anstehenden Intervention bedacht werden sollten. Wenn es sich hier um einen Übergang von einer recht vielfältig vorzustellenden Kommunikationskompetenz in diverse Bereiche planerischer Praxis handelt, so geht es bei den drei folgenden Stadien im engeren Sinne um das praktische Ausmünzen von sprachbezogener Vertextungs-Kompetenz in Textproduktions-Praxis. Die drei Phasen sind die der Invention, Disposition und Elokution. Sie sind konzipiert für die große Menge monologischer, also auf Unilateralität und Unidirektionalität eingerichteter Textsorten, wie sie in der Redekultur, in der literarischen und überhaupt der Schriftlichkeitskultur sowie in den Massenmedien (ich meine die Push-Medien) und auch sonst noch oft vorkommen. Im Dialog, dies sei der Ordnung halber angemerkt, verhalten sich die Dinge natürlich anders.

Mit den noch verbleibenden beiden Produktionsstadien treten wir über in den Bereich der Performanz im oben bereits angedeuteten rhetorischen Sinne. Spätestens hier zeigt sich, dass die ganze Stadienlehre nicht auf einer konsequenten zeitlichen Abfolge gründet, sondern dass die Stadien als systematische Arbeitsbereiche oder Ebenen zu verstehen sind, denen sich ganz bestimmte operative Phänomene zuordnen lassen. Im Fall der beiden letzten Stadien, die in der Antike *Memoria* und *Actio/Pronuntiatio* hießen, geht es um die kalkulierten Maßnahmen des Orators, die mit dem Medium zusammenhängen. Sie beziehen sich also auf die jeweilige Einrichtung zum Speichern (*memoria*) und Senden (*actio*) des

Textes.⁶ In der antik-oralen Welt dachte man immer zuerst an den menschlichen Körper als Medium, das den Text speichert und sendet bzw. performiert. In der schriftbasierten Kommunikation sind es andere Textträger wie Wachstafel, Blatt Papier, Buch, Flugblatt, Brief usw., die Texte performieren.

5. Die medialrhetorische Definition des Performanz-Begriffs

Damit haben wir, was den rhetorischen Ansatz angeht, eine sinnvolle Systemstelle für den Performanzbegriff gefunden. Meine Definition lautet: Performanz ist all das, was das Medium als Textträger mit seinem Text macht. Für uns geht es also nicht um die theoretische Differenz von latentem sprachsystematischen Wissen und praktischer Ausarbeitung eines konkreten Textes, sondern um die theoretische Differenz zwischen der hoch informationellen Mitteilung des sprachlichen Textes und all jenen Zusatzkommunikaten, die sein Träger (also das Medium als notwendige Bedingung der Textexistenz) bei seiner Aufführung erzeugt. Der Begriff Performanz bezieht sich folglich auf den aktionalen Aspekt von Medien.

Bevor ich auf einige Weiterungen des in solcher Weise definierten Performanzbegriffs eingehe, möchte ich noch einmal an einem Beispiel die Ausgangslage vom produktionstheoretischen Ansatz her erläutern: Stellen wir uns eine Werbeagentur vor, die für eine Brauerei eine Werbekampagne organisieren soll. Als erste Abteilung wird die der sogenannten „Texter“ eingeschaltet, die in unserem Beispielfall einen Text der Werbe-Minimaltextsorte ‚Slogan‘ finden soll. Sie findet als Slogan den Ein-Satz-Text „Das König der Biere“, mehr nicht. Gesetzt den Fall, der Kunde ist zufrieden, könnte dieser Text in die Medienabteilung wandern, wo geprüft wird, wie sich dieser Satz medialisieren lässt, ob auf Bierdeckeln, auf T-Shirts, auf Plakatwänden, auf Krawatten, im Rundfunk oder im Fernsehen, mit teils horrenden Kostenfaktoren. Der Text ist immer gleich, doch die Medien wechseln.

⁶ Zum theoretischen Begründungszusammenhang dieser Mediendefinition siehe Knappe 2005, 17–39; Schneider 2004; Alkidamas 2003, 342–365; Heilmann 2004, 280. Die Frage, was in rein physikalisch-technischer Hinsicht unter einer solchen „Einrichtung“ zu verstehen ist, muss im Einzelfall jenseits der hier gewählten Abstraktionsebene in praktischer Hinsicht festgelegt werden. Im Vergleich der Einzelmedien ergibt sich die jeweilige *Differentia specifica* aus der technisch bedingten, spezifischen kommunikativen Leistung der gerade in Frage stehenden „Einrichtung zum Speichern und Senden von Texten“.

Das für die Rhetorik so wichtige Adressatenkalkül geht hier eine Verbindung mit dem Medienkalkül ein. Zum Kriterium der Entscheidung bei der Medienwahl könnte die jeweilige Performanzleistung werden. Dabei geht es im Sinne obiger Definition um die Frage, was das Medium mit dem Text macht oder was es aus dem Text macht.

Cicero überliefert die Geschichte, dass der berühmteste attische Redner Demosthenes auf die Frage, was das Wichtigste bei der Rhetorik sei, ausgerufen habe: 1. Actio (sprich: Performanz), 2. Actio, 3. Actio. Kam es Demosthenes also vor allem aufs wilde Herumfuchteln an? Nein, der Sinn der Geschichte ist, dass der noch so elaboriert und mit ausgetüfteltem antizipatorischen Adressatenkalkül formulierte Text auf jeden Fall scheitern muss, zumindest in seinem Effekt beeinträchtigt wird, wenn er durch die Performanz ruiniert wird, sei es, dass er zu leise, zu übertrieben, zu undifferenziert, stotternd oder radebrechend vorgetragen wird, kurz: wenn das Medium durch sein Rauschen und seine Beeinträchtigung des textlichen Wahrnehmungsangebots die Textvermittlung behindert.

6. Der Körper als performierendes Medium

Was der menschliche Körper als Medium beim Performieren von Texten macht, was er tun sollte oder eher nicht tun sollte, ist Gegenstand der Actio-Kapitel in den Allgemeinrhetoriken seit der Antike. Eine besondere Problematik ergibt sich dabei aus der Tatsache, dass der Körper des Menschen eben nicht nur verbaltext-performierendes Medium ist, sondern zugleich Operator der Aufführung und Autor/Urheber des denkbaren gebärdensprachlichen Sub- oder Zusatztextes (der in der Aufführung dem rein verbalsprachlichen Primärtext als gebärdensprachlicher Sekundärtext zur Seite gestellt wird). Die traditionelle Actiolehre unterscheidet drei systematische Bereiche: *vultus*, *vox* und *gestus* (Mienenspiel, Stimmführung und Körperhaltung). Auf diesen Ebenen kann der Körper eine zweite Bedeutungsebene generieren.

Wo steckt hier das Problem? Indem das Medium den Text sendet, entfaltet es eine Art Subtext, eine Abfolge von synchronen Begleitäußerungen, die teils aus Einzelsymbolen (z. B. nach unten gestreckter Daumen) oder paralinguistischen Begleitphänomenen (z. B. kichernde Gluckslaute) bestehen können. Der deklamatorisch im verbalsprachlichen Text ausformulierte Lobpreis eines Menschen könnte durch derartige gebärdensprachliche „Überschreibungen“, also durch die

im Moment der Performanz vom Medium verursachten Zusatzkommunikate, die etwa eine ironische Gegensemantik aufbauen, konterkariert werden.

Wie immer in der Rhetorik ist diese operative Ebene „Medium“ stets als Gegenstand eigenständiger reflektierter Kalküle zu betrachten. Die Performanz, also das, was das Medium alles machen kann, sollte in der Normalkommunikation den Text stützen, keinesfalls aber in einen Widerspruch treiben oder gar aushebeln. In der Kunst, also in Formen der Sonderkommunikation, insbesondere in der Oper, ist es heute alltäglich, auf der Performanzebene eine zweite semantische Ebene einzuziehen, indem etwa eine zweite Geschichte erzählt wird. Das allerdings führt uns von der Rhetorik weg.

Christa M. Heilmann ist in dem zuvor schon besprochenen Symposions-Sammelband speziell den korporalen Performanzphänomenen unter dem Beitragstitel „Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht“ nachgegangen. Sie kommt zu Recht zu der Einschätzung, dass man hier nur im umgangssprachlichen Sinne von einer „Sprache“ der Körper reden könne. Wenn eine solche „Körpersprache“ die „ursprüngliche Aussage“ (gemeint ist der Verbaltext) unterstütze, könne man von „Amplifikation“ sprechen, „im Gegensatz zur Kontradiktion, die einen Gegensatz zwischen sprachlicher und körpersprachlicher Bedeutung konstituiert. Die körperlichen Ausdrucksbewegungen vermögen das primär Gemeinte leicht zu verändern (Modifikation) oder im Extremfall – dann ist die Symbiose beider Ebenen aufgelöst – zu substituieren. Alle vier Möglichkeiten der semantischen Dimension bedürfen hochgradiger Konventionalität, um das differenzierte Verhältnis zwischen erster und zweiter Botschaft im Verstehensprozeß transparent werden zu lassen. Eine syntaktische Dimension erfüllen körperliche Ausdrucksphänomene über eine Segmentation des Sprachflusses, die Verbindung kleinerer Einheiten zu größeren oder auch durch die Synchronisation unterschiedlicher Kanäle.“⁷

Die antike Körperperformanzlehre der Rhetorik war im Actio-Kapitel mit dem Hauptproblem befasst, wie die korporale Performanz den eigentlichen Text, den Logos, die Rede, adäquat interpretiert und bei der Aufführung weder demontiert noch irritiert. Es verwundert daher nicht, dass sich Cicero in einem seiner rhetoriktheoretischen Hauptwerke, dem ‚Orator‘, über weite Strecken nur mit

⁷ Heilmann 2004, 280.

prosodischen und paralinguistischen Phänomenen wie Klang- und Stimmungszeugungsp Phänomenen befasst.

Eine rhetorische Lehre zur Performanz körperexterner Medien gab es damals nicht. Die wenigen antiken Zeugnisse, die sich aus rhetorischer Perspektive zu körperexternen Medialisierungsfragen äußern, lassen keinen Zweifel daran, dass das menschlich-korporale Organon als das jeglicher sprachlichen Äußerungen gemäÙe angesehen wurde; hier wäre etwa der erhaltene Logos des Sophisten Alkidamas aus dem 4. Jahrhundert vor Christus zu nennen, eine kritische Rede ‚Über die Verfasser schriftlicher Reden‘.⁸ Was ich einmal im Begriff des Buches als technischer Medialisierungsvariante zusammenfassen möchte (einschließlich der untrennbar damit verbundenen Schrift als Text-Optifizierung), betrachtet Alkidamas nicht nur als Notlösung, sondern als Beeinträchtigung. Und in der Tat ist die Geschichte der technisch-medialen Performanzmöglichkeiten von „Text“ bis zur Erfindung der modernen Echtzeitmedien eine Geschichte des Kampfes gegen unvermeidliche Reduktionismen, ja gegen einen Performanz-Pauperismus des schweigenden Blattes, das sich immer in Konkurrenz zur Performanzfülle des Sprechereignisses gestellt sieht. Eine Rhetorik, die sich mit diesem Problem befasst hätte, wäre wohl weniger vom oben genannten Adäquanz-Problem im Text-Medium-Verhältnis ausgegangen (dies war von vornherein nicht die Frage), sondern hätte sich gleich auf Überlegungen zu Kompensationsstrategien konzentrieren müssen.

In der Praxis hat es solche Kompensationsstrategien gegeben. Einerseits wurde das Buch-Layout zum Exerzierfeld von Buchkünstlern, die dasjenige wieder durch optisch-ästhetische Stimuli einzuholen suchten, was akustisch im Buch strukturell verloren ist. Andererseits haben rhetorisch bewusste Textverfasser der Schrift- und Lesekultur auf dem Weg über textevozierte Imaginationen immer wieder performanzkompensatorische Strategien beim Abfassen ihrer Texte gewählt. Das heißt, das Phantasiepotenzial der Texte hat in solchen Fällen den Performanz-Pauperismus des Buches, z. B. seine endlosen Bleiwüsten, vergessen lassen. Interessante Beobachtungen, wie man solcherart im 18. Jahrhundert „Ins Ohr geschrieben“ hat, hat Nikolaus Schneider 2004 in seiner gleichnamigen Dissertation angestellt.⁹ In der Arbeit ging es um „Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800“.

⁸ Alkidamas 2003, 342–365.

⁹ Schneider 2004.

Nicht selten haben die sprachspielerischen Kompensationsstrategien ihren Autoren später den Vorwurf des Sprachmanierismus eingebracht. Aber natürlich gibt es in der Gutenberg-Galaxis auch die Gegenbewegung, d. h. der Text lässt sich auf die performative Reduktion des Mediums seinerseits als Prinzip ein und wird spartanisch bis hin zur Verrätselung, denn der persistente Lesetext erlaubt langes, sehr langes Nachdenken, wohingegen der ephemere Hörtext nur in der Situation *hic et nunc* auflebt, und dabei alles im Moment leisten muss. Dabei kommt der korporalen Performanz, etwa der stimmlichen Unterstützung, eben ein so großes Gewicht zu. Autoren können das im Text antizipierend einplanen. Das Schreiben eines Autors, der auf das Medium Buch verwiesen ist, hin auf Sprecher, die seinen Text wieder vor Hörern vortragen, kann eben etwas anderes sein, als das bewusste Hin-Schreiben auf schweigend für sich vor einem Buch sitzende Leser.

Literatur

- Alkidamas (2003): *Über die Verfasser schriftlicher Reden*. In: Schirren, Thomas/Zinsmaier, Thomas (Eds.): *Die Sophisten*. Ausgewählte Texte griechisch/deutsch, Reclam, Stuttgart, 342–365.
- Compagnon, Antoine/Molinié, Georges /Kibédi Varga, Áron (Eds.) (2008): *La rhétorique et les autres*. Paris [im Druck].
- de Vries, Josef (1983): *Grundbegriffe der Scholastik*. 2. Aufl., Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Fohrmann, Jürgen, Ed. (2004a): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Germanistische Symposien/Berichtsbände, Bd. 25, Metzler, Stuttgart.
- Fohrmann, Jürgen (2004b): *Vorbemerkung*. In: Fohrmann, Jürgen (Ed.): *Rhetorik: Figuration und Performanz*, Germanistische Symposien/Berichtsbände, Bd. 25, Metzler, Stuttgart, VII–X.
- Franceschini, Rita/Stillers, Rainer/Moog-Grünwald, Maria/Penzstadler, Franz/Becker, Norbert/Martin, Hannelore (Eds.) (2006): *Retorica: Ordnungen und Brüche: Beiträge des Tübinger Italianistentags*, Narr, Tübingen.
- Heilmann, Christa M. (2004): *Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht*. In: Fohrmann, Jürgen (Ed.): *Rhetorik: Figuration und Performanz*, Germanistische Symposien/Berichtsbände, Bd. 25, Metzler, Stuttgart, 267–282.
- Knape, Joachim (2005): *The Medium is the Massage? Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik*. In: Knape, Joachim (Ed.): *Medienrhetorik, Attempto*, Tübingen, 17–39.

Kofler, Wolfgang/Töchterle, Karlheinz (Eds.) (2005): *Pontes III: Die antike Rhetorik in der europäischen Geistesgeschichte*. Comparanda, Bd. 6, Studienverlag, Innsbruck et al..

Schneider, Nikolaus (2004): *Ins Ohr geschrieben: Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800*. Wallstein, Göttingen.